

wie mit einer wirklichen Gesamtperson gearbeitet wird. Volk ist dem Verfasser Kampe der Urgrund aller andern Vergesellschaftungen, gleichsam der Mutterboden, der jede andere Gemeinschaft trägt (57), Volk der Urträger von Sittlichkeit, Sitte und Recht. „Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das sittliche Gesetz, wie es uns in der von Gottes Weisheit geordneten und gegliederten Schöpfungsordnung als göttlicher Wille entgegentritt, selbst ein aufgegliedertes Ordnungsgefüge ist und nicht ein starres System von Universalvorschriften, wie sie das Naturgesetz der Aufklärung aufstellt. Fußend auf den allgemein gültigen Grundsätzen, die wir aus der Menschennatur selber evident herauslesen können, ergibt sich eine Reihe von Teilsätzen, die sich aus den Sonderverhältnissen der beruflich und völkisch gegliederten Menschheit ergeben“ (64). Auch in Bezug auf die Religion sei das Volk, nicht der Staat Träger des Gemeinschaftskultus und begründe eine religiöse Einheit, „die alle übrigen profanen Kulturbezirke mitumfaßt und adelt“ (74). Kampe ist sich der Konsequenz dieser Auffassung bewußt, wenn er schreibt: „Diese Überlegungen zeigen, mit welcher Folgerichtigkeit die... bewußte Einstellung auf rein natürliche Ebene zum Gedanken der ‚Nationalkirche‘ führen muß“ (74).

Mit dem Kommen Christi wird der religiöse Auftrag der Nationen erfüllt, indem sie sich ihm einzugliedern haben und damit zur „Übernation“ erhöht werden, ähnlich wie die Individual-Menschennatur im Christen zur Übernatur geführt wird. Dabei werde nichts von den natürlichen Anlagen der Nation zerstört, ja, „die Natur des Volkes erhält erst in dieser Einigung eine Erhöhung, die sie der Vergänglichkeit entreißt und dem Ewigen einverleibt“ (156). Im Mythos von einem göttlichen Stammherrn ahnen die Völker etwas von dem, was in dem Mysterium des lebendigen Hineingenommenwerdens in Christus in der Fülle der Zeit Wirklichkeit geworden ist. Freilich sei ein Unterschied zwischen Mythos und Mysterium. Mit Christus tritt eben das Ewige in die Zeit. „Wohl ist auch der heidnische Mythos ein Versuch, den Sinn der Geschichte zu enträtseln, aber ihm gelingt doch nur,

etwas wesentlich Ungeschichtliches über die Geschichte zu stellen, ohne beides miteinander zu verbinden. Der ungeschichtliche Mythos eines Volkes ist keineswegs ewig, sondern durchaus zeitlich, jeder Versuch aber, ihn zeitlich zu lokalisieren, würde sofort seine Ungeschichtlichkeit aufweisen“ (124). Anders das Mysterium. „Es kommt von der Ewigkeit und kehrt in die Ewigkeit zurück, aber an einem geschichtlichen Ort tritt es in die Zeit und bindet die Zeit in die Ewigkeit“ (122).

Trotz vieler anregender und zu weiterem Nachdenken treibender Gedanken wird man auch die Grundthese Kampes nicht bewiesen finden. Zu einer so umfassenden Theologie des Volkes, wie sie hier versucht wird, scheint der Ansatz noch nicht gefunden zu sein. Gemeinschaften wie Volk, Nation, Reich usw. sind keine eigentlichen eigenständigen Personen wie der Mensch, und deswegen bleiben hier alle Vergleiche in Analogien stecken. Das aber bringen Kampe und Franke ihren durch Volkstum und Eingliederung in Christus verbundenen Brüdern zum erneuten Bewußtsein, daß Volk und Nation irgendwie auf Christus angelegt sind. „Eine völlige Loslösung von dem in Christus geoffenbarten Gott müßte auch das metaphysische Sein der in der Kirche einmal geheiligten Völker zerschlagen, denn es gibt wohl Heidenvölker, die vor Christus und auf ihn gerichtet stehen, nach Christus ist aber keine andere Naturreligion, kein natürliches Sein mehr in seiner Unversehrtheit möglich“ (129).

Das ist die innerste Verpflichtung, mit der der Christ nicht nur um der Kirche willen, sondern auch aus verantwortlicher Verbundenheit und Liebe zum angestammten Volk sich gedrängt fühlt zu dem, was noch im Sterben der große Marshall als letzten Wunsch aussprach: „Sorgen Sie, daß in Deutschland Christus gepredigt werde!“

Theo Hoffmann S. J.

Katholische Wertung deutscher Literatur

Da sich Umstellungen im Geistigen naturgemäß langsamer vollziehen als im Wirtschaftlichen oder im Politischen, liegt der Quellgrund der deutschen Dichtung auch heute noch da, wo ihn Otto

Millers gedankenvolles Buch „Der Individualismus als Schicksal“ (Freiburg 1933) mit einer Unsumme von geistesgeschichtlichen Tatsachen abgesteckt hat: in der fruchtbaren Spannung zwischen der Einzelpersönlichkeit und der Gemeinschaft (S. 318). Wer den ordnenden Ausgleich dieser stürmisch ringenden Kräfte mit Otto Miller (S. 15) in der katholischen Philosophie des Aquinaten sucht, ist weder unmodern noch undeutsch. Millers ganzes Buch ist ein glänzender Beweis dafür. So war ja auch vor hundert Jahren das katholikenfeindliche „Junge Deutschland“, das gebieterisch die Dichter von der reinen Kunst in den Dienst der Politik rief, gewiß nicht deutscher als die katholische Literaturbetrachtung der damals unter großdeutscher Fahne neu auf den Plan tretenden „Historisch-politischen Blätter“. Davon kann sich nun jeder durch die sorgfältige Untersuchung Josef Brunners (Die Literaturkritik in den Historisch-politischen Blättern, 1838—1923, Ohlau 1935) leicht überzeugen. Und nicht bloß dieses letzte Jahrhundert, alle Jahrhunderte unserer Geschichte erheben sich gegen die Auferweckung des sonderbaren Zweifels, ob es angeht, eine wahrhaft katholische Dichtung als durchaus deutsch gelten zu lassen.

Mit viel mehr Grund ließe sich fragen, ob heute aus dem deutschen Volke ein Dichter hervorgehen kann, der imstande wäre, sich allem Christlichen innerlich fernzuhalten. Es ist ja eine Tatsache, die kein Kenner der Geschichte leugnet, daß es vor dem Christentum wohl Germanentum, aber nicht Deutschtum gab, und daß sehr verschiedenartige Stämme gerade durch die Gemeinsamkeit ihres christlichen Empfindens zum deutschen Volksbewußtsein gekommen sind. Daher beruft sich Werner Bergengruen in einem Sammelbuche deutscher und christlicher Bekenntnisse mit Recht auf die Abfuhr, mit der Richard Euringer die Frage: „Hat das Christentum das Deutschtum verfälscht?“ schlagend erledigt hat: „Nein. Es hat das Deutschtum verwirklicht.“¹ In diesem Bekenntnisbuche ver-

einigen sich dreiundzwanzig deutsche Männer und Frauen der Gegenwart, alle von literarischem Gewicht, meistens Dichter, einige Kulturphilosophen, katholische und andere Christen sehr ungleicher Färbung, und beweisen mehr noch durch Gehalt und Form ihrer Beiträge als durch ausdrückliche Versicherungen, daß es für einen heutigen Deutschen unmöglich ist, „aus dem Bereiche der christlich geformten Kultur auszuscheiden“. Denn dazu müßte er, sagt Bergengruen, „alles vergessen, was er je gelernt, gehört, gelesen und gesehen hat, ja, was ihm ohne sein Wissen und Wollen von Generationen seiner Vorväter überliefert worden ist. Er müßte auf einer einsamen Insel sein Leben von vorn beginnen. Aber ich meine, auch das würde ihm nichts helfen. Nicht einmal seine Kinder würden so völlig zu Heiden werden können, wie ihm das vorgeschwebt haben mag, vielmehr wäre zu einem solchen Rückbildungsprozeß wohl eine ziemliche Reihe von Generationen notwendig“ (13). Wenn aber die christliche Kultur mit dem jetzigen Deutschtum so innig verwachsen ist, versteht es sich von selbst, daß die christliche Religion, die doch Weckerin und selbst in der ödesten Kirchenferne immer noch belebende Gestalterin der christlichen Kultur ist, dem deutschen Wesen ebenfalls nicht fremd sein kann. Wie sollte ihm also gerade das katholische Christentum widersprechen, mit dem es von der Kindheit zur Manneskraft herangewachsen ist, in dem tausend Jahre lang alle Deutschen ihre seelische Heimat gefunden haben, und das auch heute noch die Hälfte der Deutschen Mitteleuropas umschließt!

Selbstverständlich muß der Katholik wünschen, daß seine Religion sein ganzes Volk und sogar die ganze Menschheit umschlösse; denn er ist ja überzeugt, daß die wahre Gottesverehrung die höchste irdische Aufgabe ist, daß nach Gottes Willen jeder Mensch diese Aufgabe in der katholischen Kirche erfüllen muß, sobald er ihre Wahrheit erkennt, und daß der letzte Sinn der Weltgeschichte im Ringen um diese Erkenntnis liegt. Nach der Richtung auf dieses höchste Ziel muß der Katholik schließlich alle Kultur, daher auch alle Dichtung bewerten. Er weiß aber, daß jede Wissenschaft

¹ Die Stunde des Christentums. Eine deutsche Besinnung. Herausgegeben von Kurt Ihlenfeld. 80 (312 S.) Berlin-Steglitz 1937, Eckart-Verlag. Geb. M 5.60.

und jede Kunst, wie das Vatikanische Konzil ausdrücklich lehrt (Denzinger 1799), schon dadurch, daß sie sich nach ihren innern Gesetzen entwickelt, die ja auf Gottes Wesen zurückgehen, ganz von selber zu Gott führt. Insofern braucht auf sehr weiten Strecken literarischer Würdigung, ja in der Gesamtbeurteilung sehr vieler Dichtungen zwischen Katholiken und Nichtkatholiken kein wesentlicher Unterschied zu bestehen, wie das auf beiden Seiten die besten literaturwissenschaftlichen Veröffentlichungen bestätigen. Wo sich aber aus religiösen Gründen folgerichtig eine verschiedene Beurteilung ergibt, ist die Erklärung dafür in denselben Unzulänglichkeiten menschlicher Veranlagung, menschlichen Erkennens und Wollens zu suchen, die auch sonst in wissenschaftlichen, staatlichen, wirtschaftlichen Fragen eine völlige Einheit aller europäischen und außereuropäischen Deutschen verhindern und doch eine lebendige Gemeinschaftsarbeit mit dem Ziele immer besserer Verständigung, zumal innerhalb desselben Staates, nicht unmöglich machen. Verschleierung oder gar Preisgabe der erkannten religiösen Wahrheit, also des höchsten seelischen Besitzes, wäre beim Katholiken wie beim Protestanten charakterlos, aber beide werden die Weisung des Bayernkönigs Ludwig I. gutheißen, an die Götz von Pölnitz in seiner aufschlußreichen Einleitung zum 16. Bande der kritischen Görrausgabe erinnert: es könne nicht geduldet werden, daß „der Religionsfriede unter den im Königreiche bestehenden christlichen Kirchengesellschaften durch böswillige Angriffe gestört, ... der Streit über abweichende Glaubenslehren in das Gebiet der Parteiwut und der Leidenschaft herabgezogen und auf solche Weise unchristliche Gesinnung gepflanzt und gefördert, der unter dem Schirme der Gesetze stehende Rechtszustand verletzt und die innere Eintracht untergraben werde“ (XXXVIII)².

Aber nicht nur widerspricht eine katholische Wertung der Literatur in keiner

Weise dem deutschen Wesen, nicht nur verträgt sie sich durchaus mit einem den natürlichen Rechten aller Volksgenossen und den praktischen Möglichkeiten geschichtlicher Entwicklung Rechnung tragenden Fortschreiten zur deutschen Einheit, sondern sie kann dem gesamten Kulturleben Deutschlands einen besondern Gewinn bringen. Es ist doch Tatsache, daß nicht bloß der Laie, der sich in literarischen Dingen einigermaßen umsieht, vor einer verwirrenden Mannigfaltigkeit der Beurteilung steht. Der Kenner vermag einen wesentlichen Teil dieser Unstimmigkeiten auf die Gegensätze zwischen den ästhetischen und überhaupt den philosophischen Systemen zurückzuführen. Dabei wird er sich aber auch als Nichtkatholik, wenn er alles ruhig abwägt, kaum der Erkenntnis verschließen, daß sich an innerer Geschlossenheit und geschichtlich bewährter Lebenskraft kein System mit den durch die katholische Scholastik von den Griechen bis auf die Gegenwart ausgebauten philosophischen Grundgedanken messen kann. Insofern verspricht eine von diesen Erkenntnissen geleitete Literaturbetrachtung Aufschlüsse, die von anderer Seite nicht mit gleicher Sicherheit zu erwarten sind. Und das gilt nicht bloß für den irgendwie metaphysischen Gehalt dichterischer Werke, wenngleich sich bei seiner Würdigung am häufigsten der Vorteil einer von altersher die Grenzen der Jahrhunderte und der Völker einheitlich verbindenden Philosophie erweisen wird, die jeden nationalen Wert gelten läßt und jeden wahrheitsgemäß im Zusammenhang mit der gesamten Menschheit erfaßt. Aber auch auf die literarische Form fällt von der Scholastik eigenes Licht. In den fleißigen, von Professor Obenauer herausgegebenen Untersuchungen von Schwinger und Nicolai über „Innere Form und dichterische Phantasie“ (München 1935) spricht Schwinger (S. 5) vom Einfluß der scholastischen *causa formalis* auf Giordano Brunos Begriff der Form, verfolgt aber, wo er von Giordano Bruno ausführlicher handelt (S. 76f.), diese Spur nicht weiter. Und doch wäre hier wohl mehr Klarheit zu gewinnen gewesen als durch die von Schwinger gerühmte Prägung des Neuplatonismus oder die Krügers im Briefe an Schiller

² Die Einleitung ist auch gesondert erschienen: Joseph Görr und die Pressepolitik der deutschen Reaktion. Von Götz Freiherrn von Pölnitz, 80 (LXIV S.) Köln 1936, Bachem. Kart. M 1.80.

(S. 80f.). Wie die Scholastiker im Anschluß an Aristoteles (Physik, Buch 2, Kap. 3 u. 7) als Form eines Naturdinges das bezeichnen, wodurch der Stoff zu diesem natürlichen Sein innerlich bestimmt wird, so ist in einem Kunstwerke die Form alles das, wodurch der Stoff innerlich zu diesem künstlerisch wirkenden Sein wird, also Auffassung, Gliederung, Stimmung, aber ebenso die literarische Gattung eines Gedichtes, der Versbau und jedes Stilmittel. Dieser Formbegriff ist demnach umfassender und einheitlicher als die andern, und er bringt sofort zum Ausdruck, daß auch die angeblich äußere Form das innere Sein des Kunstwerkes wesentlich mitbestimmt, weshalb dann die ohnehin schwankende Scheidung zwischen äußerer und innerer Form für die Ästhetik unerheblich wird.

Damit ist nicht geleugnet, daß die Katholiken an dem allgemeinen Menschenlos des Zurückbleibens der Leistung hinter der Theorie auch in der Literaturpflege ihren Anteil haben. Zu Zeiten ist er sogar ungebührlich groß gewesen, was ebenso aus der bereits erwähnten Schrift von Brunner hervorgeht wie aus den das gesamte Gebiet von der Romantik bis zur Gegenwart gewissenhaft durchleuchtenden und reich belegten Untersuchungen Oskar Katanns („Katholische Literaturbetrachtung. Wesen und Genesis“, Wien 1934). Aber seit einigen Jahrzehnten zeigt sich eine Aufwärtsbewegung so deutlich, daß sie auch von der nichtkatholischen Kritik oft festgestellt worden ist. Lebensfrisch und weltkundig führt durch dieses neue Blühen ein kleines Buch von Rall³. Da es mit dem 20. Jahrhundert beginnt, darf die geschichtliche Einordnung hinter eine lose Zusammenfassung der Einzelerrscheinungen nach Stilverwandtschaften zurücktreten. Die Entbehrlichkeit einiger Namen besagt wenig gegenüber dem Erweis einer stattlichen Zahl katholischer Meister sprachlicher Darstellung, die literarisch und national vollberechtigt im Schrifttum ihrer Zeit stehen. Mit Recht geht Rall auch den Ausstrahlungen des Katholizismus auf die Kunst nichtkatholischer oder sehr spät zum

katholischen Bekenntnis gereifter Dichter nach. Immerhin liegt dabei die Gefahr der Verwechslung dessen, was bloß den Künstler zur Gestaltung lockte, mit dem, was er auch als Mensch ehrfürchtig bejahte, gefährlich nahe, solange der Eindruck der Werke nicht durch sichere Nachrichten über das Leben ihres Schöpfers ergänzt wird. Bei Stefan George verbieten diese Nachrichten unbedingt seine Zuordnung zu katholischen Dichtern, bei Rilke steht der auch von Rall wiederholten Behauptung, er sei „als Katholik gestorben“ (61), der genaue Bericht bei J. R. von Salis („R. M. Rilkes Schweizer Jahre“, Frauenfeld 1936) gegenüber, daß er zwar katholisch begraben worden ist, aber während seiner letzten Krankheit außer dem Arzt und dem Pflegepersonal niemand sehen wollte und auch in seinem Testament ausdrücklich angeordnet hatte, priesterlicher Beistand sei fernzuhalten. Ebenso wäre das Persönliche wohl stärker, als Rall (S. 8f.) für gut findet, in den Fällen zu berücksichtigen, wo ein Dichter zwar ernsthaft katholisch ist, aber infolge seiner besondern Veranlagung oder aus berechtigter Rücksicht auf äußere Verhältnisse seine religiöse Haltung in seinen Werken weder ausdrücklich verleugnet, noch ausdrücklich bekennt. Nach der vorhin angeführten Lehre des Vatikanischen Konzils entspricht ja unter solchen Umständen der „weltliche“ Gottesdienst dem katholischen Gedanken besser als ein in die gegebenen Verhältnisse nicht passender Versuch, ausgesprochen katholisch zu wirken. Bedeutet es denn, um nur aus der Vergangenheit ein Beispiel zu nennen, nichts für den Anteil der deutschen Katholiken an der Literatur, daß sie einen Lyriker wie Martin Greif, der in seinen Werken gar nicht als Katholik erscheint, nach seinem Glauben voll zu den Ihrigen zählen dürfen?

In dem Sinne also, daß jeder Dichter, der aufrichtig katholisch sein will und sich schon deshalb seiner Verantwortung gegenüber seiner Religion und seinem Volke bewußt ist, nun ganz nach dem Zuge seiner Begabung, ob sie ihn zu Tempelfeiern, ob sie ihn zu Maskenbällen führt, frei die Welt gestaltet, ist weiterer Fortschritt der katholischen Dichtung zu suchen, nicht durch unbedingte Verpflichtung zur innern Ein-

³ Deutsches kathol. Schrifttum gestern und heute. Von Dr. Theodor Rall. 120 (260 S.) Einsiedeln 1936, Benziger. Geb. M 3.80

stellung auf das Göttliche im Erdenleben, „nicht durch absichtsvolle Kontrovers- und Tendenznovellen“, wie es altmodisch und immer noch richtig Eichendorff ausgedrückt hat, „sondern einzig durch die stille, schlichte, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit“ (Brunner 64). Und damit im katholischen Publikum die Fähigkeit der Aufnahme wirklicher literarischer Werte und zumal die Fähigkeit ihrer Auslese aus der Masse des Unbedeutenden wachse, sollte in viel weiterem Umfange als bisher die von Oskar Katann in seinen „Aufgaben des positiven Katholizismus auf literarischem Gebiete“ (Innsbruck 1935, S. 25) von neuem betonte Forderung literarischer Ausbildung des Klerus verwirklicht werden. Je mehr die Laien die Möglichkeit katholischer Blickführung auf dem Gebiete der literarischen Erziehung verlieren, desto wichtiger wird für den Geistlichen auch diese Seite seelsorglicher Betreuung. Denn gerade in der wandelreichen Welt dichterischer Gestaltung kann der geistig aufgeschlossene Katholik lernen, daß der feste Boden, auf dem er, wie Miller sagt (164); „mit seiner katholischen Existenz steht“, nicht eine Kultur ist, sondern seine Kirche: die aber „hat schon manche Kulturen mitgelebt, hat sie niedergehen sehen und ist geblieben“.

Jakob Overmans S. J.

Calderons Welttheater in Einsiedeln

„Allzu leicht und bequemer als zulässig fände man sich mit der Sache ab, wenn man in den Einsiedler Spieltagen lediglich eine besonders wirksame Calderon-Aufführung sähe, die überall möglich und daher zufällig in diesem Raume stand. Für wesentlich und beispielgebend halten wir hier das Wiedererwachen einer alten Spielgemeinschaft und die Rückbesinnung der ältesten christlichen Kultstätte des Landes auf die künstlerischen Pflichten, die von je mit dem Dienste der Gottheit verbunden waren.“ So urteilt Josef Nadler, gewiß ein Berufener.

Einsiedelns Theaterkultur reicht bis ins 12. Jahrhundert zurück. Haben auch die mittelalterlichen Mysterienspiele, die von der dramatischen Darstellung des Festevangeliums an hohen Feiertagen

ausgegangen waren, zur Zeit der Glaubensspaltung ihr Ende gefunden, so hat sich hier auch die neue Blüte der geistlichen Spiele, das Barockdrama des 17. und 18. Jahrhunderts, aus der Liturgie entwickelt, nämlich aus den prunkvollen Aufzügen der Barockprozessionen. Meist waren es einfachere oder figurenreichere Pantomimen, die im Zusammenhang mit den kirchlichen Aufzügen am Skapulierfest, am Himmelfahrtstage, am Rosenkranzfest, am Fest der Engelweihe dargestellt wurden. Das Spiel lag in den Händen kirchlicher Bruderschaften und fand meist im Freien statt, manchmal in eigens gebauten Theatern. Außer in Wien und München ist nirgends vor solchen Zuschauermassen gespielt worden wie zu Einsiedeln: nicht selten sahen 10 000—20 000 Menschen zu.

Auch heute noch haftet den dortigen Festspielen eine eigene Ursprünglichkeit an: sie sind gewissermaßen nur die theatralische Ergänzung zu den regelmäßigen religiösen Festen des Kirchenjahres, die ja alle mit großem Glanz und feierlichen Aufzügen begangen werden. Darum würde man es auch gar nicht als Profanierung oder Stilbruch empfinden, wenn in der letzten Szene des Welttheaters anstatt des „Meisters“ mit den eucharistischen Symbolen etwa der Abt in Pontifikalgewändern mit dem Allerheiligsten aus der Kirche heraus-treten würde.

Calderons Spiel ist ja die Frucht einer kultischen, wahrhaft „gottesdienstlichen“ Grundhaltung: wie jedes geistliche Spiel eine echte „Katharsis“ bewirken will, den Zuschauer im christlichen und darum wörtlichen Sinn zwingen will, „in sich“ zu gehen, so führt Calderons „Welttheater“ den Zuschauer in das Gesamtproblem christlichen Daseins überhaupt, des „Menschen auf Erden“; trägt doch jeder von uns etwas in sich von diesem „König“, diesem „Reichen“, diesem „Bettler“, diesem „Landmann“, dieser „Schönheit“; alles ist so ins allgemein Menschliche gehoben, daß die „Rolle“ in einem gewissen Sinne nicht mehr bloß Rolle ist, sondern das eigene, vielleicht verborgene und nicht eingestandene Menschsein spielt. Und über allen thront „der Meister, unser Vater“, begleitet von den Symbolen der Dreifaltigkeit. Der Lohn für die Spieler, die ihre